

Über den Autor:

Der Portugiese João Tordo, Jahrgang 1975, zählt zu den wichtigsten Schriftstellern seines Landes. Er studierte Philosophie in Lissabon sowie Journalismus in London. Dort schrieb er auch für Zeitungen und Zeitschriften wie *The Independent*, *Icon* und *News Magazine*. 2002 ging er nach Amerika, wo er Creative Writing am City College of New York studierte. Ab 2002 arbeitete er als freier Journalist u. a. für Zeitschriften wie *Sábado*, *Elle* oder die Wochenzeitung *Expresso*. Heute ist er hauptsächlich als Romancier und Drehbuchautor tätig. *Stockmans Melodie* ist Tordos sechster Roman, mit dem er erstmals auf Deutsch erscheint. Für dessen Vorgänger wurde er mit mehreren Preisen ausgezeichnet. So gewann er 2009 den renommierten Prémio Literário José Saramago, den wichtigsten portugiesischen Literaturpreis.

JOÃO TORDO

Stockmans Melodie

Roman

Aus dem Portugiesischen von
Barbara Mesquita

DROEMER 

Die portugiesische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»O Ano Sabático« bei Publicações Dom Quixote, Alfragide – Portugal.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Vollständige Taschenbuchausgabe Juni 2017
Droemer Taschenbuch
© 2012 João Tordo & Publicações Dom Quixote
This edition by agreement with Publicações Dom Quixote
© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ilse Wagner
Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur GmbH
Coverabbildung: plainpicture/Rolf Driesen;
Gettyimages/Leontura
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30438-9

5 4 3 2 1

It was as though our love were a small creature
caught in a trap and bleeding to death:
I had to shut my eyes and wring its neck.
Graham Greene, The End of the Affair

ERSTER TEIL

Er beschloss, sich ein Jahr Auszeit zu nehmen, obgleich niemand es ihm gewährt hatte. Er würde die Stadt verlassen und hatte nicht vor, sich in diesem Jahr mit dem zu befassen, was lange Zeit über sein Beruf gewesen war: mit der Musik. Ich will vor allem versuchen, nicht zu spielen, hatte er zu Édouard gesagt, der in der Woche zuvor von einem Auto angefahren worden war und jetzt eine Halskrause trug und auf Krücken ging. Sie saßen in einem lauten Café in Côte-de-Neiges. Édouard blickte ihn skeptisch an und sagte, er halte das für eine Dummheit, das Leben sei nicht so lang, und mit einem Jahr nehme man ihm eine Ewigkeit. Er gab nichts darauf, sein Leben hing sowieso an einem seidenen Faden, und er wusste darum. In der Woche darauf verließ er Montreal im Flugzeug und landete, nach einem Zwischenstopp in Philadelphia, zwölf Stunden und etliche Verzögerungen später – während derer er um die Unversehrtheit seines Kontrabasses in den Händen der Männer gefürchtet hatte, die das Gepäck umluden – in einer Stadt, die zwar die seine war, die er aber dennoch nicht wiederzuerkennen vermochte.

In Lissabon regne es, sagte ein Mann ungefragt zu ihm, während sie auf das Gepäck warteten. Er schaute zur Seite und erblickte einen untersetzten Kerl, die Brille zur Nasenspitze heruntergerutscht und mit karamellfarbenem Schnurrbart. Er erwiderte, das mache ihm nichts aus, er möge Regen. Der Mann zuckte mit den Schultern und begann ein Gespräch mit jemand

anderem. Ihm fiel auf, dass er mit Akzent sprach, ihm fiel die lächerliche Modulation auf, mit der er die Konsonanten betonte, und die effemierte Art, mit der er die Vokale aussprach. Als er das monströse Instrument durch die Drehtür des Flughafengebäudes wuchtete, fand er ein nasses Land vor, einen wolken schweren Himmel und einen verschwommenen Horizont, an dem sich die melancholische Konsistenzlosigkeit der Wintertage abzeichnete. Er musste eine Viertelstunde warten, ehe er ein Taxi ergatterte, dessen Kofferraum groß genug für seinen Kontrabass war. Schläfrig, ausgelagt, mit schmerzenden Gliedern, nannte er dem Fahrer die Adresse und verdöste, den Kopf gegen das zer schlissene Lederpolster gelehnt, seine seit langer Zeit erste Fahrt durch die Stadt. Er träumte, noch ohne darum zu wissen, von seinem Ebenbild, einem Mann, den er noch nicht kannte und der doch in allem mit ihm identisch und anders war als er selbst.

Zärtlich umarmte er Júlia. Seine Schwester half ihm, die Koffer hineinzutragen, und fragte, als sie den zwanzig Kilo schweren dunklen Kasten erblickte, der zwei Hand breit über seinen Kopf ragte und wie ein auf seine Erosion wartender Monolith am Fahrstuhl lehnte: »Was stellst du dir vor, wo ich das Ding hinstellen soll?«

Sie entschieden sich für das Zimmer seines Neffen. Mateus schlief um diese Zeit. Es war ein früher Morgen im Februar. Als sie das Zimmer betraten, legte Júlia den Zeigefinger auf die Lippen und bedeutete ihm, leise zu sein. Er stellte den Kontrabass in die am weitesten vom Bett des schlafenden Jungen entfernte Ecke. Auf einem Stuhl saß mit hängenden Schultern und herabgesunkenem Kopf ein Clown. Er erinnerte

ihn an Édouard, warum, wusste er auch nicht. In einem kurzen lichten Augenblick malte er sich aus, wie der Clown eine Trompete hervorziehen und einen Militärmarsch blasen und damit den Spiderman erschrecken würde, der über der Stuhllehne hing. Ihm war zum Lachen zumute, aber er lachte nicht. In Momenten wie diesen, in denen ihn das Bedürfnis zu lachen überkam, drückte die Traurigkeit ihn am stärksten nieder.

Seine Schwester fragte ihn, ob er etwas essen wolle. Sein Schwager würde in einer Stunde wach werden, um zur Arbeit zu gehen, und sie könnten sich, wenn er nicht zu müde sei, über die jüngsten Neuigkeiten austauschen. Er lehnte ab, er habe im Flugzeug gegessen (was nicht stimmte) und müsse dringend schlafen (wozu er nicht imstande sein würde). Júlia hob die Hand, als wollte sie ihm über das Gesicht streicheln, beschränkte sich dann aber darauf, die Tür von Mateus' Zimmer zu schließen.

»Du kannst das Sofa im Wohnzimmer nehmen«, sagte sie zu ihm. »Falls du aufwachst und jemanden Fremdes sehen solltest, so ist das die Haushälterin. Sie heißt Dulcinea.«

Dulcinea, dachte Hugo und begann unverzüglich, im Kopf eine Melodie in Cis-Dur zu rekapitulieren.

Die letzte Woche in Montreal hatte er dazu genutzt, seine Schulden zu begleichen. Nicht alle waren bezahlt worden. An erster Stelle standen die bei seiner Geigenbauerin, denn noch hatte er sich die Würde bewahrt, wie es unter Musikern stillschweigend Sitte ist. Catherine war eine hübsche junge Frau, die im zweiten Stock eines Hauses in der Rue Jeanne-Mance wohnte, einer

Straße, gesäumt von Platanen, die im Herbst braun und im Sommer von einem intensiven Grün waren. Hugo ging häufig zu ihr, um den Zustand seines einhundertdreißig Jahre alten Kontrabasses zu überprüfen. Er hatte ihn auf einer Auktion im Zentrum der Stadt gekauft. Seinerzeit hatte ihn das Instrument nicht nur seine gesamten Ersparnisse gekostet, sondern noch dazu einen beträchtlichen Betrag geliehenen Geldes. Der Bass war das Lieblingsinstrument der Geigenbauerin, deren Werkstatt (sie war geschmückt mit vieltönenden Instrumenten, zerlegten Cellos, Geigen, denen die Saiten fehlten, zerlöchernten Resonanzkörpern, Holzstücken und Schraubstöcken, in denen die ständig reparaturbedürftigen Kontrabässe wie auf eine Transplantation wartende Patienten ruhten) die Zuflucht vieler Musiker war. Er bezahlte seine Schulden mit einem Scheck und einer Umarmung und versprach Catherine, er werde sein Instrument niemals zu jemand anderem bringen. Vielmehr werde er warten, bis sein Sabbatjahr vorüber wäre, und unterdessen selbst die Saiten auswechseln, die Ausrichtung der Skala überprüfen, mit Graphit die Zwischenräume markieren, in denen die Saiten über dem Steg spannten. Catherine umarmte ihn und sagte, sie habe noch nie einen Kunden umarmt. Er konnte ihr Parfüm riechen, es hatte einen leicht süßlichen Duft und erfüllte den Hohlraum zwischen der Bluse und ihrem spindeldürren Körper. Er hatte Lust, sie zu küssen, widerstand jedoch der Versuchung.

Bei Édouard bezahlte er alte Schulden mit dem Geld der Kautions, die sein Vermieter ihm zurückerstattet hatte. Mit einem Spagat, der aus dem Verkauf von vierzehn Notenbüchern und einer alten akustischen Gitar-

re bestand, gelang es ihm, seine Schulden im Upstairs zu begleichen, einer Bar in der Rue MacKay, in der er verkehrte und einige Male als Begleitung einer skandinavischen Sängerin gespielt hatte. Die kurze Beziehung mit ihr war folgenlos geblieben. Das schlimmste und größte Problem aber war Boulay gewesen, der ihn mehrfach am Tag anrief und ihm auf den Anrufbeantworter sprach. Die Nachrichten, die er hinterließ, bestanden aus Schweigen oder doch fast aus Schweigen, unterbrochen nur von dem typischen rasselnden Atmen starker Raucher, einer Art fernem, kaum hörbarem Röcheln, das in Hugo das Gefühl von einem unmittelbar bevorstehenden Abschied aus diesem Leben weckte. Boulay hatte in Moskau gelebt und dort als Tätowierer gearbeitet. Wenn Hugo an ihn dachte, dann als an einen Menschen, der auf verhängnisvolle und unauslöschliche Weise das Leben aller zeichnete, die freiwillig in seine Nähe kamen, so als sei er ein Virus oder der Auslöser einer bösartigen Krankheit. Hugo aber war zu Boulay aus einem anderen Grund gegangen. In Montreal verließ der Tätowierer gegen Zinsen Geld, und Hugo hatte Geld gebraucht, um den Kontrabass kaufen und seine beginnende Alkoholabhängigkeit finanzieren zu können. Von einem bestimmten Zeitpunkt seines Lebens an war der Alkohol für ihn zu einer Art Treibstoff geworden, der ihn sich, wenn schon nicht lebendig, so doch weniger wie ein Zombie fühlen ließ. Ein Zombie, dem regelmäßig Applaus dafür gezollt wurde, dass er noch unter den Lebenden weilte, dass er noch atmete, noch etwas zu empfinden vermochte, noch die notwendige Geschicklichkeit besaß, den linken Arm zu heben und mit der zu einer feinen, wenn auch behaarten Muschel geformten Hand

die Saiten zu pressen, die in dem großen braunen Klangkasten widerhallten, und die Noten hervorzu- bringen, die den anderen Musikern als Unterstützung dienten. Im Alkohol hatte er eine Quelle nahezu per- manenter Inspiration gefunden, derweil sein Körper eine riesige Nährstoffwüste durchquerte, die jede Zelle verfaulen ließ, jedes Organ entwurzelte und jeden Tropfen seines Blutes verschmutzte, eine saure, giftige, verseuchte Materie. So hatte er acht Jahre zugebracht. Boulay war reich geworden, während er zum ärmsten aller Musiker verkommen und aus dem Zentrum der Stadt fort und in den dritten Stock eines Hauses in Saint-Henri gezogen war, mit Blick auf Eisenbahngleise und einem kleinen Balkon, auf dem er selbstgedrehte Zigaretten rauchte. Dieser Balkon wurde von Tau- ben heimgesucht, die ihm, unbeeindruckt von seiner Anwesenheit, vor die Füße kackten und ignorierten, dass er ein Mensch war, und die sich über seinen Zu- stand lustig machten. Als er in Lissabon an diese Stun- den zurückdachte, die er ohne Kraft, sich aufzuraffen und der Realität ins Auge zu blicken, auf dem Balkon zugebracht hatte, umringt von den dümmsten Kreatu- ren des Planeten, in deren Exkremente er mit den Ze- hen seiner nackten Füße trat, rollte er sich in das Plaid ein, das seine Schwester ihm zum Zudecken gegeben hatte. Er ließ vor Scham den Kopf auf die Brust sinken, so lange, bis die Scham sich in Abwesenheit verwan- delt hatte – Abwesenheit von Bewusstsein, Abwesen- heit seiner selbst, reine Abwesenheit, unter der Decke, so als sei diese nicht ein Stück Stoff, sondern besitze magische Kräfte.

Mehrfach hatte er geglaubt, dieses Leben hinter sich lassen zu können. Er hatte sich dazu imstande gefühlt.

Jedes Mal, wenn er den wie eine ruhende Frau mit ausladenden Hüften am Boden seiner Wohnung liegenden Kontrabass angeschaut hatte, der so alt war wie sein Urgroßvater und den er wegen seiner haselnuss- und schokoladenbraunen Farbe mit einer zarten Honigpatina liebevoll *Nutella* getauft hatte, erwachte in ihm mit voller Wucht das Gewissen. Es war eine Pflicht, nicht ihm selbst gegenüber, sondern gegenüber der Musik, den Kontrabass lebendig zu halten, spielbereit, imstande, zu erklingen und seinem Erbauer gerecht zu werden, der ihn im fernen Jahr 1882 in einer Werkstatt in der Tschechoslowakei geschaffen hatte. Seine Nachlässigkeit hätte das Ende des Instruments sein können. Unfälle passierten nun einmal, hatte Catherine ihn mehrfach gewarnt. Du willst ihn nach einem Konzert hektisch einpacken, und die Wirbel schlagen auf den Boden. Du schleifst ihn eilig eine Kellertreppe hoch, und er entgleitet deinen Händen. Betrunkener packst du ihn in den Kofferraum eines Taxis, aus Versehen lässt du die Tür offen, und du kannst ihn gerade noch vom Asphalt ziehen, eine Sekunde bevor er von einem Auto überfahren würde. All diese Dinge waren ihm passiert.

Doch so sehr er sich auch bemühte und so sehr auch der Kontrabass und seine Musik litten, er konnte nicht davon lassen: weder vom Alkohol noch von seinem Gläubiger noch von der Angst vor den nächsten Tagen. Er war süchtig, das hatte er Édouard gegenüber zugegeben, süchtig vor allem nach den Ängsten, was lächerlich und vielleicht widersprüchlich, aber auch menschlich war. Er rief dem Freund, der weder trank noch rauchte und der wahrscheinlich der einzige Musiker in der Stadt war, der mit einer bezaubernden Frau und

zwei kleinen Kindern ruhig und beschaulich in Rosemont lebte, in Erinnerung, was er stets empfunden hatte, das, was seine eigene Mutter ihm später bestätigen sollte. Nach dem Abschluss des Gymnasiums hatten die zahllosen Möglichkeiten des Lebens ihn erschreckt, er hatte sich wie gelähmt gefühlt angesichts der Notwendigkeit, seine Zukunft zu wählen, zu studieren, irgendetwas zu sein, endgültig, anstatt vorübergehend nichts. So hatte er sich entschieden, einige Monate lang mit dem altersschwachen Auto seiner Freundin durch Europa zu gondeln. Als er zurückkehrte, stellte er fest, dass alle seine Freunde inzwischen auf der Universität waren. Er begriff, dass ihm irgendetwas fehlte und dass diese Leerstelle niemals durch eine berufliche Karriere gefüllt werden würde. Er begriff, dass ihm immer etwas fehlen würde, dass er unvollständig und sich selbst nicht genug war und dass er in Wahrheit fürchterliche Angst davor hatte, dieses Etwas zu suchen, weil diese Suche der schlimmsten aller Schrecken sein würde.

Als er an jenem Februartag Montreal verließ, war Hugo bereits davon überzeugt, dass er ein weiteres Mal gelogen hatte. Nicht seiner schlechten Angewohnheiten wegen verließ er die Stadt, nicht, weil er arm war wie eine Kirchenmaus, ließ er das Leben der vergangenen dreizehn Jahre hinter sich. Er ließ es hinter sich, weil er versagt hatte. Von einem gewissen Zeitpunkt an hatte ihn der Ehrgeiz gepackt, er hatte mehr sein wollen als ein Herumstreuner oder jemand, der von Stadt zu Stadt zog und mit erstaunlichem Geschick und fast keinerlei Anstrengung Gelegenheitsjobs übernahm und unterwegs nach nirgendwo mehr überlebte als lebte. Er war

knapp dreißig Jahre alt gewesen, als er durch die Vermittlung eines irischen Freundes nach Montreal gekommen war. Hugo hatte ihn während eines Aufenthalts in Dublin kennengelernt – häufig musste er an das Stag's Head denken, einen Pub, in dem er als Kellner gearbeitet hatte –, und der Freund hatte ihn zu einem Jazzfestival mitgenommen. Jazz war eine Musikrichtung, von der Hugo glaubte, sie interessiere ihn eigentlich nicht, aber in Wahrheit hatte er ihr nie auch nur die geringste Chance gegeben. In der McGill Avenue wohnte er inmitten von hunderttausend Menschen dem Konzert eines berühmten amerikanischen Gitarristen bei und beschloss, Musiker zu werden. Als er während des Festivals Abend für Abend Charlie Haden hörte, der bei allen Konzerten mit unterschiedlichen Musikern zusammenspielte, verliebte er sich in den Klang, das Timbre, die Kurven und das Volumen von Hadens Kontrabass. Sein irischer Freund verließ Montreal, er aber blieb. Nach fast dreißig Jahren, in denen er sich hoffnungslos einsam und verloren gefühlt hatte, meinte Hugo, einen Hafen gefunden zu haben, der ihm Zuflucht gewährte, ein Allheilmittel gegen seine ständigen Ängste. Die Musik war nichts gänzlich Neues in seinem Leben. In seiner Jugend hatte er Gitarre spielen gelernt, aus dem kindlichen Beweggrund, weil die Mädchen im Gymnasium gern Lieder hörten. Inspiriert von der Stadt und dem Festival, beschloss er zu bleiben. Seine erste Wohnung lag in Concordia, er teilte sie sich mit drei Studenten. Einer von ihnen studierte Komposition an der McGill University und beriet ihn fachkundig, wo er studieren, wo er ein Instrument herbekommen und wie er von der Musik leben könne. Vielleicht waren es andere Zeiten gewesen,

dachte Hugo jetzt, vielleicht war die Welt damals einfacher oder der Überlebenskampf unwichtig gewesen im Vergleich zur neugewonnenen Liebe zum Leben.

Nach noch nicht mal einem Jahr begann er, in den Bars der Stadt mit Musikern jeglichen Alters und in den unterschiedlichsten Formationen zu spielen. Ein Kontrabassist war nicht so leicht zu finden wie ein Gitarrist oder ein Sänger. Zwölf Jahre später hatte die aufsteigende Kurve seiner Laufbahn den Zenit erreicht und war zunächst ins Rutschen geraten und von einem gewissen Zeitpunkt an mit der Dramatik einer Fuge von Bach in g-Moll senkrecht abgestürzt.

»Was machst du da?«

Der Frage folgte sogleich eine weitere: »Wer bist du?«

Er drehte sich um und erblickte Mateus. Es fehlte nicht viel, und er hätte den *Nutella* losgelassen, der wie ein großes, alptraumgeplagtes Kind mit vor Angst nassgeschwitztem Pyjama an seiner Brust ruhte. Er hatte gedöst, Stimmen vernommen, einen grausamen Traum geträumt und war schlaftrunken hochgeschreckt. Nach dem Aufstehen war er als Erstes in das Zimmer des Jungen gegangen, um den Kontrabass zu holen. Da war die Wohnung leer und still gewesen. Er hatte den Kasten geöffnet, den *Nutella* mit dem kummervollen Blick eines sorgenden Vaters angeschaut und die Risse und Dellen an den Verbindungsstellen, den abgeplatzten Lack, die Beulen an der f-förmigen Öffnung festgestellt. Flugzeuge waren nicht nett zu Instrumenten, besonders nicht zu so großformatigen. Er nahm es in die Hand und spürte sein leichtes Gewicht. Das war etwas, das ihn während all der Jahre

stets erstaunt hatte: die Leichtigkeit im Vergleich zur Größe, ein höchst unausgewogenes Verhältnis, eine fast unmögliche Gleichung. Er stellte sich hinter dem Resonanzkasten in Positur, hob den linken Arm nahezu vollendet gebeugt und spielte die ersten Noten. Der Kontrabass war völlig verstimmt. Vermutlich hatte er eine lange Zeit damit zugebracht, ihn zu stimmen und Tonleitern auf und ab zu spielen, denn plötzlich verklang vor den Fenstern des Wohnzimmers der Tag, und hinter ihm fragte eine Kinderstimme: »Was machst du da?«

Er drehte sich um und versuchte zu lächeln, doch er hatte wohl ein erschrockenes Gesicht gemacht, denn Mateus wich einen Schritt zurück.

»Nichts Besonderes. Ich kümmere mich um meinen Freund hier.«

Auf die zweite Frage des Jungen gab er zur Antwort, er sei sein Onkel aus dem Ausland. Schon zutraulicher, trat Mateus, den Rucksack auf dem Rücken, näher. Schritt für Schritt ging er auf den Kontrabass zu, hob seine kleine, pummelige, für ein fünfjähriges Kind zu pummelige Hand und berührte den narbenübersäten Klangkörper.

»Und wie heißt dein Freund?«

»*Nutella*.«

Mateus lächelte. Es war ein breites, offenes Lächeln, ein Kinderlächeln. Ihm fehlte ein Vorderzahn.

»Ich mag gern Brot mit Nutella.«

Hugo hob den linken Arm und spielte *Sailor's Hornpipe*. Mateus fing an zu lachen.

»Das ist ein Stück aus der Zeit, als du noch nicht auf der Welt warst«, sagte sein Onkel.

»Das ist das Lied von Popeye«, antwortete Mateus,

legte den Rucksack auf den Boden und setzte sich aufs Sofa. »Spiel noch eines«, bat er.

Hugo atmete tief durch und blickte aus dem Fenster. Es hatte aufgehört zu regnen, aber eine graue, wie ein Gehirn geformte Wolke schwebte über der Brücke und warf einen bedrückenden Schatten auf die Stadt.

Mit dem kleinen Finger auf dem Cis begann er, das Stück zu spielen, an dem er seit langem arbeitete. Beim ersten Versuch verpatzte er einige Noten. Er versuchte es von vorn. Mateus blickte ihn an wie einen Außerirdischen, der sich an ein uraltes Raumschiff klammerte. Das letzte Mal hatte Hugo seinen Neffen gesehen, als dieser zwei Jahre alt gewesen war. Bereits zu der Zeit hatte er begonnen, das Stück zu vertonen, eine eindringliche Melodie, die zu jeglicher Uhrzeit, aus jeglichem erdenklichen Grund in ihm präsent war. Sein liederliches, chaotisches Leben hatte verhindert, dass er es je beendet hatte, und so blieb die Komposition wandelbar und änderte sich stündlich, täglich, je nach Ort und Stimmung. Nun, so hatte er beschlossen, hieß sie *Dulcinea*. Er spielte einmal die Cis-Dur-Tonleiter, schüttelte die linke Hand aus und begann von neuem. Die Stille des Wohnzimmers wurde von sicheren, präzise klingenden Noten durchdrungen. Mateus stand der Mund offen, ebenso der Hosenstall. Hugo spielte einige Minuten lang und hielt dann wieder inne: Die Melodie schien aus irgendeinem Grund abubrechen, schien sich aufzulösen, als gebe es einen musikalischen Fluchtpunkt, eine unerreichbare Note, die sich nirgendwo auf der langen Skala seines Instruments befand. Er bemerkte, dass er die Augen geschlossen hatte. Als er sie aufschlug, stand eine Frau vor ihm.

Hugo nahm den Arm vom Kontrabass und lehnte das Instrument gegen seine Hüfte. Die Frau war blass, hatte dunkles, vielleicht nicht ganz dunkles Haar, denn die Spitzen waren ähnlich haselnussbraun wie der Resonanzkasten, den er stützte, und sie war sehr jung. In der rechten Hand hielt sie ein Geschirrtuch und zwirbelte mit den Fingern der linken Hand daran. Sie sprach ihn mit *Senhor* an, mit einem leichten, von der Autorität der Hauptstadt verwischten Akzent aus der Provinz.

»Möchten Sie einen Nachmittagsimbiss?«, fragte das Mädchen.

»Danke, ich habe keinen Hunger«, antwortete Hugo. Und traute sich dann hinzuzufügen: »Danke, Dulcinea.«

Sie lächelte, als er ihren Namen aussprach.

»Mir hat gefallen, was Sie da gerade gespielt haben«, sagte Dulcinea und ging zu Mateus, um ihm die Hose hochzuziehen und sie zuzuknöpfen. Mateus grinste. Aus irgendeinem Grund spürte Hugo, dass er unbedingt den Blick abwenden musste. Er sah eine graue Wolke nahen, die der Südwind mitten in die Stadt wehte, das Gehirn Gottes, das sich von den rauhen Winterböen treiben ließ.

»Mit der Komposition dieses Themas bin ich schon seit langem beschäftigt, aber ich weiß nicht, wie ich sie beenden soll«, antwortete er.

Dulcinea richtete sich auf und nahm das Kind an die Hand.

»Wie heißt das Stück?«

Hugo lächelte flüchtig.

»Es hat noch keinen Namen.«

»Sagen Sie mir Bescheid, wenn es fertig ist. Ich würde es gern noch einmal hören. Es war schön.«

Dulcinea ging mit Mateus hinaus. Es war Zeit für ihn zu baden und etwas zu essen. Hugo verstaute den Kontrabass vorsichtig im Kasten, und als er ihn durch den Flur in Mateus' Zimmer tragen wollte, sah er Dulcinea zu dem Jungen über die Badewanne gebeugt stehen. Unter der Bluse waren die geschwungenen Linien ihrer Hüften zu erkennen. Für einen kurzen Moment verspürte er ein jähes sexuelles Verlangen. Vielleicht, so dachte er, war das ein Zeichen dafür, dass sein Organismus allmählich wieder seine Identität zurückerlangte.

Catherine hatte ihn angeschaut wie jemand, der hinter einer Panzerglasscheibe steht und einer Tragödie beiwohnt. An ihrem liebevollen Blick, an der leichten Spannung ihrer langgliedrigen Finger (zwei davon waren mit Pflastern umwickelt, das Ergebnis davon, dass sie sich am Holz geschnitten hatte), an der Art und Weise, wie sie die Arme verschränkte, wenn sie ihm geduldig zuhörte und ihm die gleiche Zärtlichkeit zuteilwerden ließ, mit der sie sein Instrument behandelte, erkannte er, dass er am Ende angelangt war.

»All das macht mich traurig«, sagte Catherine, als er fertig war. Der Scheck lag auf dem Tisch. Es war die letzte der Raten, mit denen er seit drei oder vier Jahren den *Nutella* abstotterte. »Und gleichzeitig rührt mich deine Treue. Aber falls du nicht wiederkommen solltest, hast du meine Erlaubnis, einen anderen Arzt zu konsultieren. Du weißt schon, was ich damit meine.«

Hugo hatte ihr versprochen, dass er den Kontrabass niemals zu einem anderen Geigenbauer bringen würde. Gleich darauf bemerkte er die Unsinnigkeit seiner Worte: Und was, wenn er nie mehr nach Montreal zu-

rückkehrte? Catherine umarmte ihn schüchtern. Er nahm ihren Duft wahr, wollte sie küssen, hielt sich aber zurück. Er bat sie, sein Instrument noch zwei Tage länger in ihrer Werkstatt stehen lassen zu dürfen. Catherine lächelte nur. Hugo blutete das Herz, als er ging. Auf der Rue Jeanne-Mance trat an die Stelle des Gefühls der Verzweiflung ein anderes, nein, mehrere andere. Zunächst eine leichte Panik, dann das dringende Verlangen, seinen Durst zu stillen, der sich mit einem Brennen im Magen bemerkbar machte. Er ging nach Petite Italie und bog bei der Kirche nach rechts in Richtung eines kleinen Parks ab. Es war zehn Grad unter null, und der Park war menschenleer. Er setzte sich auf eine schneebedeckte Bank und holte aus der Innentasche seines dicken Mantels eine Metallflasche hervor. Ihm zitterten die Hände, sein Herz klopfte heftig. Er schraubte die Flasche auf und nahm daraus zwei tiefe Schlucke. Dann schloss er die Augen. In der Dunkelheit hinter seinen Lidern tauchte ein merkwürdiges Bild auf: Er sah einen Mann von hinten, der sich vorgebeugt auf einem Weg durch einen Schneesturm kämpfte. Als er die Augen wieder öffnete, sah er das Bild noch sekundenlang vor sich wie ein verschwommenes Phantombild, das die Wirklichkeit überlagerte. Er ging weiter und fragte sich, wer dieser Mann wohl sein mochte und warum er ihm den Rücken zugewandt hatte.

Er bog nach rechts in die Rue Jean-Tallon. Einige Minuten später erblickte er den Eingang zur U-Bahn und ging links in die Rue Saint-Denis. Der Alkohol hatte seine Wirkung getan: Er spürte, wie er sich in ihm ausbreitete und wie der Zorn seines Magens sich legte. Er klingelte im zweiten Stock und wartete. Mit den Händen überprüfte er zum x-ten Male die Taschen seiner

Hose: In der rechten Tasche hatte er das Geld für Édouard, in der linken das für Boulay. Die Tür sprang auf.

Der Tätowierer empfing ihn in einem offenstehenden Morgenmantel, unter dem sein fetter Bauch zu sehen war. Boulay zündete sich eine Zigarette an und ging zum Fenster. Das Ritual war gebrochen worden, und das machte ihn nervös. Über die Jahre hindurch hatten sie es perfektioniert, jedes Detail immer weiter ausgefeilt, jede Bewegung immer mehr erstarren lassen: Er klingelte an der Tür, Boulay machte auf, er ging hinauf, Boulay ließ ihn herein, er setzte sich auf den Hocker links neben der Küchentheke, Boulay öffnete die Schublade, holte das Schuldenheft heraus, er sagte, wie viel er haben wollte, Boulay verschwand hinten in der Wohnung und kam mit den Dollars zurück; sie verabschiedeten sich, das Geschäft war beendet. Jetzt herrschte Stille. Die Nachrichten, die der Wucherer auf seinem Anrufbeantworter hinterlassen hatte, waren Vorzeichen, Vorbemerkungen, Vorspanne gewesen. Es war an der Zeit, sich über gewisse Dinge auszutauschen.

»Hast du das Geld?«, wollte Boulay wissen und zog an seinem Zigarillo.

»Teilweise«, antwortete Hugo. Er fuhr mit der Hand in seine linke Hosentasche und legte die Geldscheine auf den Tisch.

»Tausenddreihundert.«

Boulay schob einen Ärmel seines Morgenmantels hoch. Auf seinem dicken, geschwollenen Arm war eine Taube eintätowiert.

»Es fehlen noch zweitausendsiebenhundert«, knurrte er.